

Karina Kulbach-Fricke kam mit neun Jahren nach Köln. Sie studierte in Köln Geschichte an der Kölner Universität. Nach jahrelanger Forschung insbesondere über das Kölner Patriziat kann sie ihre Vorfahren bis ins 11. Jahrhundert zurückverfolgen. Ekebrecht, der Held des Romans, ist ein Vorfahr von ihr. Heute lebt sie als berufstätige Mutter von vier Kindern bei Freiburg. »Der Kaufmann von Köln« ist ihr erster Roman.

KARINA KULBACH-FRICKE

Der Kaufmann von Köln

EIN ROMAN AUS DEM MITTELALTER

Dieses Buch ist ein Roman, die Handlung zu großen Teilen frei erfunden, wenngleich im historischen Umfeld eingebettet. Das gilt für Handlungen und Äußerungen der auftretenden oder erwähnten Personen, auch wenn viele von ihnen nicht der Phantasie der Autorin entsprungen sind. Der Anhang enthält ein Personenverzeichnis.

emons:

Meinen Kindern
Sigrun, Kiri, Roderich und Florian

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Brian Barth
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-426-7
Ein Roman aus dem Mittelalter
Überarbeitete Neuauflage
Erstausgabe 2000

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Der alte Mann saß auf einem Stein auf dem Kirchhof von St. Martin und betrachtete das Grab. Die frischen Schollen strömten den warmen Duft von sonnenbeschienener Erde aus. Stärker aber war der Brandgeruch über der Stadt, wenige Tage, nachdem das schreckliche Feuer im Juni 1150 große Teile von Köln in Schutt und Asche gelegt hatte.

Zwei Tage Sommersonne hatten genügt, um die verschwenderisch über das Grab gestreuten Blumen in eine unansehnliche Masse zu verwandeln. Das konnte er nicht dulden. Seine Sophia war immer so schön gewesen, eine so anmutige, gepflegte Erscheinung; ihr Grab, das jetzt ihr Haus war, sollte auch eine Augenweide sein.

Er hatte darum die verwelkten Blumen weggeräumt und eine einzelne, herrliche Blume mit großer Sorgfalt mitten auf das Grab gepflanzt. Sie stammte aus Sophias Garten. Sie hatte Blumen immer so geliebt und seltene Sorten gehegt.

Wie diese Blume zum Beispiel hieß, wußte er nicht. Sie war makellos schön und duftete zart. Er stellte sich vor, wie die Blume ihre Wurzeln in der Erde recken und strecken würde, bis sie den Sarg berührten.

»Dann klopfst ihr vorsichtig an und grüßt Sophia von mir, hört ihr«, sagte er. Es war sonst niemand auf dem Friedhof, der sich darüber hätte wundern können, daß der Großkaufmann und führende Ratsherr Eckebrecht mit einer Blume sprach.

Sein Blick wanderte von dem frischen Grab, in dem seine Sophia ruhte, zu den beiden Nachbarhügeln, die im Laufe der Jahre so eingesunken waren, daß sie sich kaum mehr vom Boden des Kirchhofs abhoben. Hier lagen sie nun nebeneinander, drei Frauen, die alle in seinem Leben wichtig gewesen waren. Blond waren sie alle drei gewesen: Seidige hellblonde Locken – das war Liveradis, seine erste Frau; sie ruhte hier seit über vierzig Jahren, und er konnte sich nicht mehr genau an ihr Gesicht erinnern. Üppiges goldblondes Haar – seine zweite Mutter, Blithildis. Auch sie war nun schon seit siebzehn Jahren tot. Als sie starb, war ihr Haar längst weiß gewesen, aber in seiner Erinnerung sah er sie stets als kraftvolle, blühende Frau. Und Sophias lockiger

kornblonder Schopf. Christinnen, alle drei. Und keine von ihnen war friedlich in ihrem Bett gestorben!

Die vierte Frau in seinem Leben lag nicht auf diesem Friedhof. Rachel: schwarze Locken, schwarze Augen. Die Frau, die ihn geboren hatte, an der er in zärtlicher Liebe gehangen hatte, bis sie ihm plötzlich entrissen worden war. Sie lag in einem Grab auf dem jüdischen Friedhof, in den Armen ihres Mannes Alexander. Es war nicht möglich gewesen, die beiden Körper voneinander zu trennen. Auch Rachel war keines natürlichen Todes gestorben, nein, wahrhaftig nicht.

Zwei Mütter, zwei Ehefrauen, zwei Religionen – ihm schien, als hätte auch er zwei Leben gehabt, und es war nicht leicht gewesen, beide unter einen Hut zu bringen.

Wie lange hatte er nicht mehr an seine Eltern gedacht! Ihr Tod lag nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Als Kind hatte er sie verloren, nun war er ein alter Mann. Nie, nie würde er die schrecklichen Ereignisse vergessen, die seinen Vater und seine Mutter das Leben gekostet und sein eigenes Leben von Grund auf verändert hatten.

Erstes Buch

1096 bis 1107

Es war noch früh, aber die Frühlingssonne schien an diesem Aprilmorgen im Jahre 1096 schon strahlend auf Köln herab. In den kleinen Gärten hinter den Häusern blühten außer den letzten Schneeglöckchen jetzt auch Krokusse, Veilchen und Primeln; die Luft schmeckte köstlich und verheißungsvoll.

Constantin hatte große Lust, zum Rhein hinunterzulaufen und nachzusehen, welche Schiffe da lagen, und das sagte er auch zu seiner Mutter, die hinter ihm aus der Haustür trat und die Enge Gasse hinabschaute. Rachel blickte ihn ernst an.

»Mein Sohn«, sagte sie mit sanfter Stimme, »du weißt, daß du in die Schul gehen sollst. Willst du nicht lernen und ein kluger Mann werden wie dein Vater?«

»Das hat noch lange Zeit. Heute will ich zum Hafen und sehen, was die Schiffe mitgebracht haben«, trotzte der Knabe. Die Mutter lächelte und strich ihm das Haar aus der Stirn.

»Und was ist mit Rabbi Samuel? Er wäre sicher traurig, wenn du nicht kommst. Und das Geld braucht er auch, das Vater ihm zahlt, damit du bei ihm lernst. Also, keine Widerworte mehr. Nun geh schon!«

Sie blickte hinter ihm her, wie er die Gasse hinabtrabte, eine kleine Gestalt, kleiner jedenfalls als seine christlichen Altersgenossen. Sonst unterschied er sich nicht so sehr von ihnen. Er hatte nicht die üppigen dunklen Locken seiner Mutter geerbt und auch nicht ihre schwarzen Augen, sondern war braunhaarig und braunäugig wie sein Vater Alexander, der eben aus dem Haus trat.

Stolz und liebevoll schaute er auf seine schöne Frau, die er als Dreizehnjährige heimgeführt hatte. Sie war jetzt schwanger mit ihrem vierten Kind. Drei Jahre nach Constantin hatten sie einen zweiten Sohn, Löb, bekommen, und wieder drei Jahre später eine kleine Tochter, die sie Bejle nannten. Dann war vor zwei Jahren eine Kinderseuche über Köln gekommen.

Damals hatte man wochenlang das Schreien und Weinen verzweifelter Mütter in der Stadt gehört, und täglich klingelte dünn das Sterbeglück-

chen, wenn die kleinen Särge auf den Kirchhof getragen wurden. Rachel hatte Tag und Nacht am Bett des kleinen Löb gewacht. Nach einer Woche war er gestorben, abgezehrt vom Fieber, erst fünf Jahre alt.

Die Eltern hatten bitterlich an seinem Grab geweint. Als sie vom jüdischen Friedhof zurückgekommen waren, hatte Rachel bemerkt, daß ihre kleine Tochter Bejle, die gerade laufen gelernt hatte, stark fieberte. Das kleine Mädchen hatte der Krankheit nur zwei Tage standgehalten, ehe es sterben mußte. Zum zweiten Mal hatte Rachel am Grab eines Kindes gestanden, diesmal hatte sie keine Tränen mehr gehabt. Sie hatte nur nach ihrem ältesten Sohn Constantin gegriffen und ihn hart an sich gerissen, sprachlos vor Angst, sie könnte auch ihn noch verlieren. Aber Constantin blieb gesund.

Zärtlich strich Alexander jetzt über ihre schwarzen Locken und blickte auf ihr Gewand, unter dem sich ihr Leib schon rundete.

»Was war das für eine Auseinandersetzung mit unserem Sohn?« fragte er seine Frau.

Rachel lachte und lehnte sich in seine Arme. »Er wollte nicht in die Schul, sondern lieber zum Rhein hinunter. Er strebt nach Kaufmannschaft, nicht nach Wissenschaft.«

Alexander wühlte seine Nase in ihr Haar. »Hm, wie gut du riechst!« bemerkte er und drückte sie liebevoll an sich. Dann machte er ein ernstes Gesicht und fügte hinzu: »Der Junge muß lernen; ein Kaufmann wird er später, jetzt soll erst einmal ein richtiger Jude aus ihm werden. Wo wären wir, hätten uns nicht unsere Rabbiner gelehrt, Generation für Generation? Heute abend werde ich ihn abfragen, was er zuletzt aus der Thora gelernt hat.«

Constantin trottete die Enge Gasse hinab. Es war noch ein wenig frisch, und es fror ihn, so daß sich die kleinen Härchen auf seinen nackten Beinen aufstellten. Fast wäre er über ein kleines, mageres Schwein gefallen, das ihm in die Füße lief. Der Junge hielt einen Augenblick inne und beobachtete das Tier, das die Gasse nach Essensresten absuchte. Es fand ein paar Kohlblätter und fraß sie. In einem Winkel lag ein Knochen, an dem noch ein paar Fleischfasern hingen, der erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Da kam ein junger Hund, verjagte das Schwein und trabte mit dem Knochen davon.

Constantin ging weiter und bog in Unter Goldschmied ab, eine breite, schnurgerade Straße. Sie war gepflastert, so daß man auch bei Regen und Schneematsch bequem über sie fahren und gehen konnte, während man in den benachbarten Gassen ohne Bodenbelag ständig ausrutschte und tief im Schlamm versank.

Unter Goldschmied war eine der Hauptstraßen des ehemaligen römischen Lagers gewesen und jetzt eine der wichtigsten Handelsstraßen in Köln. Hier wohnten reiche christliche Kaufleute neben Handwerkern. Das Kind blieb kurz stehen und schaute einem Tuchhändler zu, wie er gerade den Laden öffnete, seinen Verkaufstisch heraustrug und dann neue Stoffrollen darauf ausbreitete. Er lobte seine Ware in den höchsten Tönen, es waren warme wollene Stoffe, Leinen von bester Güte und auch eine Rolle kostbarer blauer Seide.

Gerade wollte Constantin seinen Weg fortsetzen, als ein schwer beladener Wagen vorbeirollte, den ein mächtiges Pferd nur mit Mühe ziehen konnte. Seine Fracht waren lange Holzbalken, die zur nächsten Baustelle gefahren werden sollten. Constantin drückte sich eng an die Hauswand, um nicht von dem gewichtigen Fahrzeug erfaßt zu werden.

Hinter ihm öffnete sich eine schmale Pforte im Hoftor, und eine Frau trat heraus, zum Kirchgang gekleidet. Constantin kannte sie vom Sehen. Es war Blithildis, die Frau des reichen Kaufmanns Wolbero.

Zwischen ihren Füßen schoß, ehe sie es verhindern konnte, ein junges Hündchen heraus. Fast wäre es unter die Räder geraten, da griff Constantin blitzschnell zu und zerrte das Tier zu sich. Die Frau hatte einen lauten Schrei ausgestoßen, als sie das Unheil kommen sah, nun lachte sie befreit auf.

»Was für ein Glück, daß du gerade da warst! Ich hätte Sanna nicht rechtzeitig erwischt!«

Sie drückte Constantin dankbar einen Kuß auf die Stirn, was das Kind etwas verlegen machte.

»Frau Blithildis, es war nicht der Rede wert.«

»O doch, ich bin dir sehr dankbar. Komm herein, ich will dir einen Apfel schenken.«

Er würde zu spät zur Schule kommen, aber Constantin war neugierig, wie es in dem schönen Haus der reichen Christin wohl aussehen mochte, und so folgte er ihr ohne weiteren Widerspruch.

»Immer versucht dieses dumme Hündchen, auf die Straße zu laufen. Sie ist einfach hinausgewischt, als ich die Tür öffnete. Los, Sanna, ab in den Hof!«

Blithildis gab dem Tierchen einen kleinen Klaps, setzte es auf den Boden und schloß die Hofpforte. Sie nahm Constantin an der Hand und ging mit ihm über den Hof. Rechts von ihnen lag der Stall, dahinter der Garten. Ein Apfelbaum stand in voller Blüte, wie weiße Schneeflocken bedeckten die Apfelblüten den Boden zu seinen Füßen. Sie gingen an der Küche vorbei, wo die Mägde geräuschvoll wirkten, und durch einen schmalen Gang, der an dem Lager- und Verkaufsraum ihres Gatten Wolbero vorbeiführte. Über eine steile Stiege führte ihr Weg in das obere Stockwerk zur großen Wohnstube. Constantin betrachtete das große Bett in der Ecke, die Schlafstatt des Kaufmanns und seiner Frau. An der Wand standen breite Bänke, auf einer lagen die Strohsäcke gestapelt, auf denen nachts die Söhne des Hauses und das Gesinde schliefen. Constantin bestaunte die beiden schweren Truhen, den mächtigen Tisch und den geschnitzten Stuhl des Hausherrn. Ein hölzernes Bild an der Wand erschreckte ihn, denn es zeigte einen Mann, der mit schmerzerfülltem Gesicht an einem Kreuz hing. Große Nägel hielten seine Hände und Füße an den Balken fest.

»Was ist das für ein Mann, Frau Blithildis?«

Die Hausfrau wandte den Kopf.

»Mein Junge, das ist ein Kruzifix. Unser Heiland hängt am Kreuz, um die Menschen zu erlösen.« Sie strich dem Jungen über den Kopf. »Du kennst das wohl nicht? Ich weiß schon, du gehörst zu den Juden in der Engen Gasse. Ich kann dir ein andermal davon erzählen, wenn du willst. Jetzt wollten wir doch den Apfel holen.«

Und sie griff in den aus Weidenruten geflochtenen Korb in der Ecke und suchte den schönsten Apfel heraus, der sich zu dieser Jahreszeit noch finden ließ. Sie reichte ihn dem Kind, das sofort hineinbiß, und sagte freundlich:

»Ich wollte gerade zur Kirche gehen. Wenn dein Weg in die gleiche Richtung führt, könnten wir wohl ein Stück zusammen gehen.«

Der Junge begleitete sie gern. Ihm gefiel die hochgewachsene Frau, deren schönes goldblondes Haar sich durch die Frauenhaube nicht bändigen ließ, sondern an mehreren Stellen vorwitzig hervorschaute.

Ihre Gestalt war üppig, sie war fleißig und rasch in ihren Bewegungen, so daß der dicke Schlüsselbund an ihrem Gürtel ständig klingelte.

Blithildis freute sich an dem aufgeweckten, höflichen kleinen Burschen, der fröhlich plaudernd neben ihr herlief, und lud ihn ein, sie einmal wieder zu besuchen. Vor dem Kirchportal winkte sie ihm nach und trat dann in den halbdunklen, strengen, feierlichen Raum, der nach Weihrauch und Kerzen duftete.

Der Gottesdienst hatte noch nicht begonnen. Blithildis kniete in der Nische vor einem geschnitzten Bild der Gottesmutter nieder und flehte sie um die Erfüllung ihres ständigen Wunsches an.

An Gottvater wandte sie sich nicht, weil sie ihm im tiefsten Grund ihres Herzens grollte, daß er den Tod ihres Kindes zugelassen hatte. Auch bei Jesus glaubte sie nicht genügend Verständnis für ihren Herzenswunsch zu finden. Nur von Frau zu Frau am Marienaltar äußerte sie ihre Bitten immer wieder; manchmal auch etwas vorwurfsvoll, denn da sie selbst immer gern bereit war, anderen einen Wunsch zu erfüllen, sah sie nicht recht ein, warum man sie seit Jahren vergeblich flehen ließ.

»Heilige Maria, gütige Mutter Gottes, hier ist deine Tochter Blithildis. Bitte, schenke dein Ohr meinem Flehen. In Demut liege ich vor dir auf den Knien. Du hast den Heiland geboren, deinen vollkommenen Sohn, und hast dich lange Zeit an ihm freuen dürfen. Mach, daß auch ich ein Kind in meinen Armen halten kann.

Gütige Mutter, dir habe ich mich geweiht von Kindheit an, und du hast mir viele Geschenke gemacht in meinem Leben. Wohlbehütet durfte ich in einem glücklichen Elternhaus aufwachsen. Du hast mir einen guten Mann gegeben, an dem mein Herz hängt, und mir seine beiden Söhne anvertraut, die ich von Herzen liebe.

Liebste Mutter, mein Herz seufzt nach einem eigenen Kind. Seit sechzehn Jahren bin ich Wolberos Frau, und noch bin ich jung genug, um Mutter zu werden. Hilf mir, heilige Mutter Maria! Wie glücklich war ich, als ich vor zehn Jahren schwanger wurde. Wie habe ich mich auf das Kind gefreut! Vielleicht habe ich vergessen, dir genügend dafür zu danken? O Maria, als mein Töchterchen gleich nach der Geburt dahinging, ohne einen Atemzug getan zu haben, wäre ich am liebsten auch gleich gestorben. Ich flehe dich an, gib mir wieder ein Kind.«

Constantin hatte Blithildis nachgeschaut, als sie in der Kirche verschwand. Ob sie dort so betete wie sein Vater in der Synagoge? Ob in der Kirche auch ein solch furchterregendes Holzbild hing? Constantin hatte den schwierigen Namen nicht behalten. Nie zuvor war er auf den Gedanken gekommen, sich damit zu beschäftigen, was die Christen von seinen Leuten unterscheiden mochte. Nun nahm er sich vor, seinen Vater zu fragen, was dieser Kreuzmann zu bedeuten hatte und warum er in Blithildis' Wohnstube hing.

Da schlug die Glocke in der Kirche. Er schaute in die Höhe. Die Sonne stand schon weitaus höher, als er gedacht hatte. Er würde viel zu spät kommen! Eilig trabte er los.

Schließlich war es Constantin doch noch gelungen, die Schule zu erreichen. Der Unterricht fand in der Synagoge statt. Der Junge eilte zunächst zu dem großen, sehr tiefen kalten Bad, Mikwe genannt, um dort die rituellen Waschungen vorzunehmen, die der Rabbi für unerlässlich hielt, wenn jemand sich der Weisheit der Thora nähern wollte.

Ohne zu murren, nahm Constantin dann die Strafe für das Zuspätkommen auf sich und bemühte sich sehr, dem Rabbi zu folgen, der die Knaben lehrte, in der Thora zu lesen. Mit heißen Wangen beugten sich die Kinder über die Rollen, den kostbarsten Besitz des Rabbis, und versuchten, seine Erklärungen zu verstehen. Das fiel ihnen schwer, und besonders schwer an einem so schönen sonnigen Frühlingstag. Constantin mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht immer auf die herrlichen Glasgemälde zu starren, mit denen die Synagoge geschmückt war. Sie zeigten Löwen und Schlangen, und Constantin träumte davon, diese wilden Tiere einmal in Wirklichkeit sehen zu können.

Auch dieser Unterricht ging irgendwann zu Ende, und Constantin beschloß, doch noch einen kurzen Abstecher zum Rhein zu machen, ehe er nach Hause zurückkehrte. Eilig lief er über den Alter Markt hinunter zum Rhein und dann zum Hafan, der eine nie erlöschende Anziehungskraft auf ihn ausübte. Die Rufe der Fisch- und Obsthändler übertönten sich gegenseitig, und es herrschte ein ständiges Gestoße und Gedränge.

Von Süden sah Constantin eine Reihe von großen Schiffen herantreiben, in deren offenem Innenraum viele Menschen standen und laut sangen.

Constantin mußte dringend erfahren, wer da ankam. Er drängelte sich zwischen die vor ihm stehenden Erwachsenen und achtete nicht der Kopfnüsse, die er sich damit einhandelte. Die Art von Gesang kannte er. Wenn die Christen ihre Umzüge machten, zu Fronleichnam etwa, dann sangen sie so. Es mußte sich also um etwas handeln, das mit ihrer Religion zu tun hatte. Und richtig: Als das führende Schiff angelegt hatte, stieg ein hochgewachsener Mann mit langer Kutte und zur Tonsur geschorenem Kopf als erster aus, gefolgt von einer Schar von Bauern, die als Waffen Dreschflügel, Prügel, Spieße, Äxte und sogar Heugabeln mit sich führten.

Constantin hatte schon oft Mönche gesehen, manche waren still und bescheiden, andere laut und stolz. Dieser hier wußte jedenfalls auf sich aufmerksam zu machen. Er winkte einem Krüppel, der ihn begleitete, auf einer Trommel zu schlagen, blieb stehen und wartete, bis genügend Menschen zu ihm herschauten. Dann stieg er auf einen Karren und rief mit lauter Stimme, die voll über den Platz und die Fluten des Rheins tönte. Die meisten Leute hatten inzwischen bemerkt, daß etwas ganz Besonderes geschehen würde, drehten sich zu dem Mönch um und waren gespannt, was er ihnen zu sagen hatte.

Constantin war dessen Sprache fremd, und er fragte einen gutgekleideten Mann, der neben ihm stand:

»In welcher Sprache redet der Mann?«

»Er spricht französisch. Nun sei still, damit ich verstehe, was er sagt.«

Das war allerdings nicht nötig, denn der Mönch hatte einen jungen Mann an seiner Seite, der zwar mit Akzent sprach, doch in verständlichem Deutsch übersetzte: »Liebe Brüder und Schwestern, gute Christen! Hört an, was ich euch zu sagen habe. Unser Heiliger Vater Urban hat im vergangenen Jahr alle Christen aufgerufen, ins Heilige Land zu ziehen, um dort zu kämpfen und die Ungläubigen zu vertreiben, die uns den Zugang zu unseren Heiligtümern verwehren: zum Stall in Bethlehem, wo unser Herr geboren wurde, und zur Grabeskirche in Jerusalem, wo er für uns den Kreuzestod erlitt. Wie lange sollen wir das noch ertragen?«

Ich, Peter von Amiens, der bescheidenste aller Augustiner, sage euch: Wir wollen es nicht mehr dulden! Wir wollen die Ungläubigen vertreiben! Die heiligen Stätten sollen frei sein, denn wo wollt ihr sonst beten, wenn euch nach schweren Sünden eine Wallfahrt dorthin aufer-

legt wird? All diese Männer, die ihr hier mit mir seht, haben sich schon zum Kampf entschlossen und sind mir aus Frankreich gefolgt.

Ich sage euch: Nehmt an Waffen, was ihr findet, und zieht mit uns ins Heilige Land. Erwerbt euch dort die ewige Seligkeit im Himmel und erwerbt alles, was ihr mit eurem Schwert erkämpft, denn die Ungläubigen besitzen viele Reichtümer. Kommt mit uns: Gott will es!«

Und wie ein Donner tönten die antwortenden Stimmen der französischen Bauern: »Dieu le veut! Gott will es! Dieu le veut!«

Der Mönch schaute mit beschwörenden Blicken in die Menge. Er ließ seine Augen langsam über die Menschen wandern, die seine Predigt aufgeregt und verwirrt hatte. Obwohl der kleine Constantin in der dichtgedrängten Menge fast verschwand und sich mühen mußte, Peter von Amiens zu sehen, meinte er doch, daß dieser ihm mitten ins Gesicht gesehen hatte, und er fühlte den Blick des Mönches wie ein Brennen auf seiner Haut. Es lief ihm kalt über den Rücken, und er fürchtete sich plötzlich. Dann stieg der Prediger vom Karren und schritt in Richtung Stadtmitte, gefolgt von seinen Anhängern und vielen Kölnern, die sich die weiteren Auftritte des Predigers nicht entgehen lassen wollten.

Wie ein Pfeil schoß Constantin zwischen ihnen hindurch und rannte nach Hause, so schnell er konnte. Mit wirrem Haar und heißen Backen langte er beim Hause seiner Eltern an. Seine Mutter saß vor dem Haus und flickte gerade einen Riß im Kittel ihres Sohnes, der Vater zählte Warenbestände hinten im Vorratslager des Hauses. Constantin sprudelte hervor, was er vernommen hatte.

Rachel lachte über die Aufregung des Kindes. Ihr Mann kam nach vorn und machte ein sehr ernstes Gesicht.

»Das bedeutet nichts Gutes«, sagte er nachdenklich.

Rachel zuckte mit den Schultern. »Was geht es uns an?«

Alexander betrachtete sie lange. »Gegen die Ungläubigen wollen sie kämpfen. Was glaubst du, was wir für die Christen sind?«

Verständnislos blickte sie ihn an. »Wir, wir sind doch die einzigen Rechtgläubigen! Wir sind doch nicht gemeint!«

Aber Alexander machte sich große Sorgen und begab sich rasch auf den Weg zum Alter Markt, um selbst zu hören, was sich in der Stadt zusammenbraute.

Auf dem Alter Markt hatte sich inzwischen eine noch viel größere Menschenmenge versammelt, um dem Wanderprediger zuzuhören. Ein Händler hatte rasch seinen Verkaufstisch geleert. Darauf stand nun der Augustiner Peter von Amiens und sprach zu den Leuten, die so dicht standen, daß Alexander nicht in die Nähe des Mönches durchdringen konnte. Nur Wortfetzen erreichten sein Ohr: »... der Heilige Vater befiehlt ...«, »... für eure ewige Seligkeit ...«, »... Tod den Ungläubigen ...«, und immer wieder: »Gott will es!«

Jetzt schoben sich zwei Büttel des Erzbischofs durch die Menge und bahnten einem jungen, vornehmen Mann den Weg. Es war Konrad von Bachem, der Sohn des erzbischöflichen Kämmerers, der im Auftrage seines Vaters feststellen sollte, was in der Stadt vor sich ging.

Die Büttel stießen die Leute, die sich kaum rühren konnten, mit den stumpfen Enden ihrer Spieße an. Dabei wurde Alexander zur Seite gedrängt und trat einem jungen Mann auf den Fuß. Er kannte ihn, es war Richwin, der jüngere Sohn von Kaufmann Wolbero. Richwin schien Alexanders Entschuldigung gar nicht zu bemerken, so mitgerissen war er von den Worten des Predigers.

»Ja, Gott will es!« rief er laut. »Ich ziehe mit nach Jerusalem!« Seine Wangen glühten, und seine Augen leuchteten vor Begeisterung.

»Wer von euch mit uns geht, soll ein Zeichen tragen«, rief Peter von Amiens jetzt mit lauter Stimme. »Kommt, ihr guten Leute, nehmt das Zeichen des Kreuzes, an dem unser Herr und Heiland gestorben ist. Es wird euch schützen und den Sieg verleihen. Wie könntet ihr unter diesem Zeichen verlieren? Kommt herauf zu mir!«

Seine Helfer zogen aus einem Sack Kreuze aus weißem Stoff, die sie den herbeidrängenden Menschen mit einigen Nadelstichen an die Schulter hefteten.

»Ich ziehe nach Jerusalem«, rief ein Obstverkäufer. »Hier habe ich doch nichts vom Leben, ich will Abenteuer erleben, ferne Länder sehen und als reicher Mann heimkommen.«

Auch der junge Richwin hatte sich ein Kreuz geholt und eilte jetzt zu seinem Elternhaus in Unter Goldschmied. Das Hoftor war weit geöffnet, denn gerade kehrte sein Vater von einer Geschäftsreise nach Neuss zurück. Die Packtaschen baumelten leer an der Seite der Pferde,

der Vater hatte wohl alle seine Tuche verkauft. Er schaute seinem Sohn lachend entgegen. »Gute Geschäfte habe ich gemacht, mein Junge!«

Richwin hatte dafür im Augenblick keinen Sinn. »Vater, ich ziehe nach Jerusalem«, rief er voller Begeisterung.

Wolbero sah seinen Jüngsten erstaunt an. Er hörte sich dessen etwas unzusammenhängenden Bericht wortlos an und sagte dann kurz: »Ich werde Erkundigungen einziehen und dir dann meine Entscheidung dazu nennen.«

»Vater, es ist schon entschieden. Ich habe mich Gott verpflichtet. Dieses Kreuz auf meiner Schulter ist mein Versprechen an Gott, daß ich für ihn kämpfen will, das kann ich nicht zurücknehmen.«

Wolbero wandte sich verstimmt und etwas ratlos dem Pferd zu, löste seine Gurte und führte es in den Stall, wo der Knecht es mit Stroh abreiben und füttern sollte.

Als er aus dem Stall kam, traf er auf seine Frau Blithildis und seinen ältesten Sohn Eckebrecht, die am Hafen gewesen waren, um ihren Vorrat an Stockfisch aufzufüllen, als Peter von Amiens dort eintraf, und die ihm dann aus Neugier weiter zum Alter Markt gefolgt waren.

»Vater, in der Stadt ist ein Mönch, er heißt Peter von Amiens, er hat Hunderte von Kämpfern bei sich, und er zieht ins Heilige Land«, rief Eckebrecht.

»Ich weiß schon«, sagte Wolbero. »Was sind das für Kämpfer? Sind es Ritter? Verstehen sie etwas von Kriegführung? Wer ist der Anführer? Wie sind sie ausgerüstet?«

Auf diese Fragen wußten die beiden jungen Männer nichts zu antworten. Wolbero bat seine Frau, ihm etwas zu essen zu richten. Die begeisterte Ankündigung des jungen Richwin hatte ihn sehr beunruhigt. Darum wollte er jetzt selbst in die Stadt, um Genaueres zu erfahren.

Wolbero fand den Mönch nicht mehr am Alter Markt vor. Inzwischen waren die Soldaten des Erzbischofs gekommen und hatten Peter von Amiens vor den Kirchenfürsten beschieden. War es auch in Form einer höflichen Einladung geschehen, so war doch klar ersichtlich, daß Erzbischof Hermann III. von Hochstaden keineswegs gewillt war, allzugroße Eigenmächtigkeiten ohne sein Einverständnis in den Mauern seiner Stadt zu dulden.

Die Menschenmenge, aufgewühlt von den Reden des Augustiners, verharrte auf dem Alter Markt. Die, die vorn gestanden hatten, berichteten den anderen, was diese nicht so gut hatten hören können. Und was man nicht gehört hatte, ergänzte man wohl durch Vermutungen.

Wolbero entdeckte in der Menge den Kaufmann und erzbischöflichen Vogt Herimann, den er als Verwandten seiner Frau Blithildis gut kannte, und ließ sich von ihm über das Vorgefallene aufklären.

»Ich habe gehört, dieser Augustiner Peter von Amiens hat als Einsiedler in Frankreich gelebt. Seit der Papst die Christenheit zum Kreuzzug aufgerufen hat, zieht Peter durch die Lande und predigt überall. Seine Worte sind wirklich aufwühlend, ich habe mich davon überzeugen können. Das Volk glaubt, einen Heiligen vor sich zu haben, überhäuft ihn mit Geschenken und versucht, ihn zu berühren, um Anteil an dieser Heiligkeit zu erhalten. Er verteilt alle Geschenke sofort wieder unter Bedürftige, denn er braucht nichts. Er lebt sehr enthaltsam, isst hauptsächlich Fisch, trägt groben Stoff an seinem Körper und geht barfuß.«

Herimanns Worte waren nicht dazu angetan, Wolbero zu beruhigen. »Er muß wirklich überzeugend sein. Leider hat mein Jüngster sich hinreißen lassen, sich eins dieser Kreuze zu holen. Richwin ist doch erst sechzehn Jahre, nun will er mit diesem wilden Haufen ziehen. Ich bin sehr beunruhigt und frage mich, welche Folgen das haben wird.«

Herimann schüttelte den Kopf. »Das war reichlich voreilig von Richwin. Ich verstehe gut, daß du dir jetzt Sorgen machst. Gerade die ganz jungen Männer haben sich in Scharen gemeldet. Da kann ich ja froh sein, daß ich nur meine kleine Tochter Liveradis habe.«

Wolbero winkte einen Straßenhändler herbei, kaufte ihm zwei Becher mit heißem Glühwein ab und reichte Herimann einen davon.

»Ich mag es nicht, wenn solch riesige Menschenhaufen sich zusammenrotten«, bemerkte Herimann. »Vor vielen Jahren sah ich schon einmal eine solche Menge in wilder Aufregung hier versammelt. Das war, als Gudrun als Hexe getötet wurde.«

Wolbero konnte sich gut daran erinnern, obwohl der Vorfall mehr als zwanzig Jahre zurücklag. Gudrun war eine alte Frau gewesen, krumm von der Last der Jahre; sie hatte lange als Aufwärterin bei einem Bader gearbeitet und nach dessen Tod versucht, sich mit dem Verkauf von

Heiltränken am Leben zu erhalten. Eines Tages hatte ein wütender Nachbar ihr auf dem Markt den Korb mit Heilkräutern umgetreten und sie beschuldigt, sie habe seine Frau krank gehext.

Vergebens hatte Gudrun ihre Unschuld beteuert. Wenn man sie dafür bezahlte, richtete sie auch schon einmal einen Liebestrunke, das hatte sie zugegeben. Aber einen Zaubertrunk, um jemandem zu schaden, nein, den hatte sie nie bereitet, wüßte auch gar nicht, wie er herzustellen sei, so hatte die alte Frau geschrien.

Es hatte ihr nicht geholfen. Nachdem weitere Mitbürger ihr die Schuld an etlichen Mißgeschicken in die Schuhe geschoben hatten, war die Menge in helle Aufregung geraten und hatte die dünne Stimme der Alten niedergeschrien. Gudrun war zur Stadtmauer gezerrt und hinuntergestoßen worden. Mit gebrochenem Genick war sie im Stadtgraben liegengelassen, ihre toten Augen hatten anklagend zum Himmel gestarrt. Die Menge war mit einem Mal still gewesen und hatte sich rasch zerstreut.

»Ja, wo der Haß spricht, schweigt die Vernunft«, sagte jetzt eine Stimme hinter ihnen. Wolbero und Herimann drehten sich um und sahen den jüdischen Kaufmann Alexander, den sie beide gut kannten. »Ich fürchte, die Leute könnten sich auch gegen uns wenden.«

»Was für ein Gedanke«, entgegnete ihm Wolbero. »Wir kennen dich schon lange, du und deinesgleichen, ihr habt immer friedlich mit uns zusammengelebt und uns nie gestört; wer könnte etwas gegen euch Juden haben?«

»Wer weiß? Ich kann nicht sagen, daß mir die Lage gefällt.«

»Hat einer von euch gesehen, wer Peter von Amiens begleitet?« fragte Wolbero.

»Mir scheint, es sind hauptsächlich französische Bauern. Peter hat bisher nur auf dem Lande gepredigt und den Männern versprochen, mit der Plackerei auf dem Feld sei es nun vorbei, aus dem Heiligen Land würden sie alle als reiche Herren zurückkehren«, meinte Alexander.

Die drei Kaufleute wechselten bedeutungsvolle Blicke. Alexander war schon als Händler in Palästina gewesen, und Wolbero hatte genug von anderen Händlern vernommen. Sie wußten, daß in den südlichen Ländern die Edelsteine nicht einfach auf der Straße herumlagen, und

die Sarazenen waren ihnen als gut ausgebildete und tapfer kämpfende Truppen bekannt.

Auch Herimann war im Dienst des Erzbischofs weit in der Welt herumgekommen und kannte sich aus.

»Sag besser nichts gegen den Kreuzzug«, meinte Wolbero. »Die Leute sind überzeugt, daß sie gar nicht verlieren können, weil sie ja Gottes Willen erfüllen.«

»Du glaubst nicht daran?«

»Handel gedeiht im Frieden am besten«, sagte Wolbero kurz. Er nickte dem Juden einen Gruß zu und ging gedankenschwer nach Hause.

Blithildis saß in der großen Stube am Webstuhl, das Schiffchen flog hin und her. Sie hatte schon auf ihren Mann gewartet; aber sie war nicht die Frau, die beim Warten die Hände in den Schoß legte.

»Nun sag mir bitte sofort, was das alles zu bedeuten hat!« forderte sie ihn auf, als er die Stube betrat. Als kluge Frau hatte sie längst einen Krug mit verdünntem Wein und einen kleinen Imbiß bereitgestellt, damit er sich erst einmal stärken konnte.

Wolbero ließ sich nieder, tat einen tiefen Zug und seufzte dann.

»Ich befürchte sehr, nichts Gutes«, sagte er düster. »Der Erzbischof ist beleidigt, weil Köln über seinen Kopf hinweg als Sammelplatz für die Kreuzfahrer vom Niederrhein bestimmt wurde. Er kann Peter von Amiens zwar nicht daran hindern, überall in der Stadt seine flammenden Aufrufe zu halten, hat ihm aber nur eine Woche zugestanden, dann muß er weiterziehen. Die bischöflichen Soldaten haben alle Hände voll zu tun, um für Ordnung zu sorgen und die Scharen der Kreuzfahrer vor den Toren der Stadt zu halten. Der Erzbischof muß Nahrung aus dem Umland für sie beschaffen, damit sie den Bauern nichts gewaltsam fortnehmen. Diese Schwierigkeiten werden behoben werden. Was mir mehr Angst macht, ist die Sorglosigkeit, mit der hier kleine Leute verführt werden, sich in ein Abenteuer zu stürzen, das sie nicht absehen können.«

»Was meinst du damit?« fragte seine Frau.

»Du solltest einmal sehen, mit was für Waffen diese Leute auf den Kreuzzug gehen wollen. Die Kaufmannssöhne sind ja an den Umgang mit Waffen von den Reisen her gewöhnt, aber die Jungen der

Handwerker suchen sich in Kellern und Speichern rostige Speiße von ihren Großvätern. Ich sah Bauern mit Dreschflegeln, Knüppeln und Messern, mit denen sie wohl Unheil anrichten können, gegen einen geübten Kämpfer taugen sie kaum. Ihre sonstige Ausrüstung ist nicht besser als ihre Bewaffnung. Wenn ich auf eine Handelsfahrt gehe, plane ich immer genau, wie lange die Reise etwa sein wird, wieviel Leute ich zur Beförderung und zur Verteidigung brauche, wieviel Mundvorrat nötig ist, was ich an Zelten und Planen brauche, um auf freiem Feld übernachten zu können, welche Ersatzteile ich für Schiff, Wagen oder Lasttiere unterwegs nicht oder schwer bekomme und darum mitführen muß. Und dabei kommt es doch zum Glück selten zu irgendwelchen Kämpfen, doch diese Leute denken an gar nichts. Sie ziehen los mit dem, was sie am Leib tragen, und glauben, Gott wird für alles sorgen, was sie brauchen, denn sie machen sich ja um seinetwillen auf den Weg.«

Frau Blithildis erkannte sofort die Bedeutung seiner Worte für die eigene Familie. »Ich werde mich sofort darum kümmern, daß es Richwin auf dieser Fahrt an nichts fehlt. Oder können wir ihn doch daran hindern, sich diesem Abenteuer anzuschließen?« fragte sie hoffnungsvoll.

Wolbero schüttelte traurig den Kopf. »Ich würde ihn ja am liebsten so lange einsperren, bis die Menge abgerückt ist. Aber Peters Helfer haben alle Namen derjenigen aufgeschrieben, die sich für das Kreuz entschieden haben. Ich traf in der Stadt den Bäcker Heribert. Du kennst doch seinen Sohn?«

»Ja, hat er nicht im vergangenen Herbst die Tochter des Schuhmachers Otto geheiratet?«

»Ganz recht, und sie erwartet ihr erstes Kind. Da kannst du dir wohl denken, wie sie gejamert und geweint hat, als er stolz mit dem Kreuz auf der Schulter nach Hause kam. Er ging zu Peter von Amiens zurück und sagte, er habe unüberlegt gehandelt und sich jetzt anders besonnen, er müsse bei seiner Frau bleiben. Da haben ihn Peters Helfer gepackt und in das Lager vor der Stadt geschleppt, und sie lassen ihn dort nicht aus den Augen. Sie sagen, ein Versprechen an Gott könne man nicht zurücknehmen. So hat es mir Heribert berichtet, und er macht sich genausogroße Sorgen um seinen Sohn wie wir uns um den unseren.«

In den nächsten Tagen versuchte Wolbero, einen Weg zu finden, um seinen Sohn von diesem Unternehmen zurückzuhalten. Er wollte ihn heimlich auf dem Schiff aus Köln schaffen, aber Richwin ließ sich nicht beirren.

»Vater, du kannst mich nicht zurückhalten, wenn es doch Gottes Wille ist, daß ich ziehe«, sagte er mit leuchtenden Augen. Er achtete weder auf die Mahnungen Wolberos noch auf die Bitten seiner Stiefmutter Blithildis, die ihn liebte wie ein eigenes Kind.

Es kam noch schlimmer: Am Tag vor der festgesetzten Abreise verkündete Eckebrecht den entsetzten Eltern, daß er den Bruder begleiten wollte.

»Soll ich ihn allein Ruhm und Ehre sammeln lassen?« fragte er. »Immer haben wir alles zu zweit gemacht, nun gehen wir gemeinsam auf die Fahrt.«

Eigentlich meinte er, daß er den Jüngeren bei dieser abenteuerlichen Fahrt beschützen wollte, doch das sagte er nicht, um den Bruder nicht zu verärgern.

Viel zu schnell kam der Tag, an dem sich der lange Zug der Kreuzfahrer in Bewegung setzte. Voran ritt Peter von Amiens auf einem Esel, so wie Jesus vor über tausend Jahren in Jerusalem eingritten war. Er sang mit lauter Stimme einen Choral, als er durch die lange Straße durch die Rheinvorstadt ritt, und die Pilger sangen mit, voller Inbrunst und Glaubenseifer.

Entlang des Wegs standen die Kölner Bürger dicht gedrängt, sie schwenkten Tücher und Zweige und riefen den Scheidenden Abschiedsgrüße und gute Wünsche zu. Kleine Knaben rannten mit, und ein ganz mutiger lief eine Weile neben Peter von Amiens her, rupfte dem Esel ein Härchen aus und erntete dafür einen schmerzhaften Tritt vom Huf des Tieres. Junge Mädchen warfen Blumen auf den Weg der Pilger, und es floß so manche Abschiedsträne.

Mitten im Zug ritten auch Eckebrecht und Richwin, fröhlich winkend und erwartungsvoll. Wolbero hatte von den drei Pferden, die er besaß, die zwei kräftigsten und ausdauerndsten seinen Söhnen mitgegeben. Da er die beiden nicht hatte zurückhalten können, hatte er sie wenigstens so gut ausgerüstet, wie er nur konnte. Viel Geld hatte er zum

Waffenschmied getragen, der hatte Tag und Nacht arbeiten müssen. Jeder Sohn bekam ein Schwert und einen Speiß, und beim Sattler hatte Wolbero feste Lederwämser für sie richten lassen.

Als Bürgersöhne waren sie im Gebrauch von Waffen unterrichtet worden, denn im Notfall mußten sie für ihre Stadt kämpfen können. Da der jüngste Knecht Wolberos, der fünfzehnjährige Gerhard, sich ebenfalls für die Kreuzfahrt begeisterte, hatte der Kaufmann auch ihm die Abreise erlaubt, und nun ging er fröhlich hinter den beiden Söhnen seines Dienstherrn her und führte einen Lastesel am Zügel, den Frau Blithildis mit so viel Mundvorrat bepackt hatte, wie er nur schleppen konnte. Sie hatte sich die Finger wundgestochen, um für alle drei ausreichend warme Kleidung zu nähen.

Nun lief Blithildis neben dem Zug her, bis sie sich nicht mehr schnell genug durch die Menge drängen konnte, um ihnen zu folgen, und die jungen Männer ihren Blicken entschwanden. Sie winkte ihnen noch nach, auch wenn sie die beiden durch den dichten Schleier ihrer Tränen nicht mehr erkennen konnte.

Dann kehrte sie langsam und erschöpft in ihr Haus zurück. Das Herz tat ihr weh. Was mochte den jungen Männern bevorstehen, und wann würde sie sie wiedersehen?

Das Haus war ganz still und leer. Das Gesinde war draußen in der Stadt und jubelte den Kreuzfahrern zu.

Nur Wolbero war zu Hause geblieben. Nachdem er die Söhne gesegnet und mit ihnen zusammen um eine glückliche Heimkehr gebetet hatte, war er in seine Arbeitsstube hinaufgestiegen und hatte sich dort mit seinem Kummer eingeschlossen.

Blithildis klopfte leise an seine Tür, aber er antwortete nicht.

Im Hause des Kaufmanns Alexander dagegen atmeten alle nach dem Ausrücken der Kreuzfahrer auf. Sie hatten in den vergangenen Wochen nur für unaufschiebbare Erledigungen das Haus verlassen und auch den Abmarsch nicht mitangesehen.

Den Jungen hatten sie allerdings weiter täglich zur Schule gehen lassen, weil sie ihn nicht für gefährdet hielten. Die Eltern wären entsetzt gewesen, hätten sie gewußt, daß er sich jeden Tag im Sammellager der Kreuzfahrer herumgetrieben und dabei allerlei französische Brocken

aufgeschnappt hatte. Er war bitter enttäuscht, daß diese für ihn so aufregende Zeit nun vorbei war.

Seit diesem Morgen war die Kriegerschar nun fort, und die ermüdeten Kölner kamen zur Ruhe. In der Nacht hielt Alexander seine Rachel eng an sich gedrückt.

»Wolbero hatte recht«, murmelte er in ihr Ohr. »Warum sollten sie uns etwas antun? Wem haben wir ein Unrecht getan? Wir leben hier doch in Frieden mit den Nachbarn, Juden wie Christen. Seit Hunderten von Jahren gelten die Gesetze, die Kaiser Ludwig der Fromme zu unserem Schutz erlassen hatte, denn wir Fernkaufleute bringen den Herrschern Nutzen. Laß uns gemeinsam beten, Rachel, zum Dank, daß alles vorbei ist und nichts uns widerfuhr.«

So stiegen in dieser Nacht Gebete gleichermaßen zu Gott und zu Jehova auf.

Die Betenden konnten nicht wissen, daß all ihre Bitten kein Gehör finden sollten.

Pfingsten fiel in diesem Jahr auf den 29. Mai. Im Hause Wolberos wurde ein festliches Mahl aufgetragen. Die Knechte hatten die lange, schwere Tafel auf Holzböcke gestellt. Der Fußboden war tags zuvor blitzblank geschauert und mit neuen Binsen bestreut worden, frische grüne Zweige schmückten die Wände. Die Mägde machten die letzten Handgriffe in der Küche, aus der lautes Klappern von Töpfen, Deckeln und Kochlöffeln schallte.

Der Hausherr rieb sich die Hände und freute sich auf das Essen. Der feierliche Gottesdienst war sehr lang gewesen, und jetzt war er rechtschaffen hungrig.

»Nun, meine Liebe, mit welchen Köstlichkeiten willst du mich heute wieder verwöhnen?« wandte er sich an seine Frau, die erhitzt aus der Küche eilte. Ihre Antwort ging unter, denn es klopfte laut und dringend an der Eingangstür.

Die Magd lief hinaus und kam mit ratlosem Gesicht zurück.

»Herr, draußen stehen Juden aus der Engen Gasse! Ihr Anliegen wollen sie nur Euch selbst sagen.«